

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832  
1837**

21 (14.5.1837)



*Der schwarze Pfefferstrauch.*

# Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.<sup>o</sup> 21.

Sehnter Jahrgang.

1837.

## Der Pfefferstrauch.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXI.

Mehrere Gewürze, die einen scharfen und aromatischen Geschmack haben, werden Pfeffer genannt. Der bekannteste der zugleich sehr scharf ist und allgemein zur Würzung der Speisen gebraucht wird, ist der von seiner dunkeln Farbe sogenannte schwarze Pfeffer. Das Gewächs, wovon er kommt, ist strauchartig und gleicht unter den in unserm Klima bekannten Pflanzen am meisten dem Weinstock.

Der Pfefferstrauch wird 12 bis 16 Fuß hoch. Er rankt sich, wenn er sich selbst überlassen bleibt und an keinen Pfahl gebunden wird, wie der Weinstock auf der Erde hin und schlägt aus den Knoten, woran die Augen sitzen, neue Wurzeln. Und so entstehen aus den festgewurzelten Ranken in kurzem neue Stöcke und Sträucher. Die Blätter des Gewächses sind ungefähr von der Größe des spanischen Hollunders, (Syringa) doch nicht herzförmig wie diese, sondern oval, ziemlich breit und oben spitzig. Sie sitzen an einem einfachen, kurzen Stiele und haben 6 bis 7 Rippen; an den Seiten sind sie ungezähnt und geben einen starken Geruch von sich. Die Blüthen des Pfeffergewächses haben keine Blumendecke und Kronen. Die 2 Staubfäden welche sich in denselben vorfinden (Siehe Fig. 1.) weisen ihnen ihren Platz, in der 2. Klasse des Linneischen Systems an. Die langen Blumensträuße kommen am Ende der Ranken hervor und haben eine weiße Farbe. Nach der Blüthe entsteht eine Frucht, welche eine gewöhnliche Beere ist, und an Farbe,

Gestalt und Größe ziemlich der Beere des bei uns einheimischen Kellerhalses oder Seidelbastes gleicht. In dieser Beere (Fig. 2.) liegt ein Saamenkorn (Fig. 3. und 4.) Dieß ist der im Handel vorkommende Pfeffer. Die Körner sind etwas größer, als Wachholberbeeren; doch nicht so glatt als diese. Anfangs ist die Beere grün, färbt sich aber nach und nach gelbröthlich, bis sie lebhaft scharlachroth wird. Dann ist sie reif.

Das Vaterland des Pfefferstrauches ist Ostindien. In den holländischen Besitzungen auf Java, Sumatra und auch in vielen andern Gegenden Ostindiens, auf den malabarischen Küsten wächst er sehr häufig. Wegen seines großen Nutzens und des Gewinnes, den er bringt, haben ihn die Holländer und andere europäische Nationen in ihren Besitzungen in Ostindien aus dem Stande der Wildheit zu einer zahmen Pflanze erzogen. Sie bauen ihn an, wie wir den Hopfen oder Weinstock, und erziehen jährlich eine ungeheure Menge Pfeffer. Da der Strauch ein rankendes Gewächs ist, so bindet man ihn an Stangen oder Stützen, und zwar immer 2 Spitzen an eine Stange. Auf diese Weise findet man in Ostindien große Felder mit Reihen von Pfeffersträucher besetzt. Sie werden durch Schnittlinge oder Ranken fortgepflanzt, wie der Weinstock. Man läßt sie 12 bis 14 Fuß hoch an der Spitze in die Höhe laufen und dann schneidet man sie etwa 3 Fuß hoch über der Erde ab und läßt jeder nicht mehr als zwei bis drei Schößlinge, beugt die Spitzen der Stange, an welche der Strauch angebunden war, bogenförmig herunter zur Erde und steckt sie in dieselbe so tief, daß sie festhält. Im dritten Jahre fängt die so behandelte Pflanze an zu tragen. Der Strauch blüht des Jahres zweimal, und man sieht an demselben

zugleich reife und unreife Früchte. Zur Zeit der Reife müssen die Beeren abgelesen werden; sonst fallen sie auf die Erde. Man hat gefunden, daß der Pfeffer schon eingesammelt werden muß, wenn nur einige Beeren an jeder Nispe vollkommen scharlachroth geworden sind; denn, da sie nicht zu gleicher Zeit reifen, so fallen die überzeitigen entweder ab, oder werden die Beute der Vögel. Deswegen ist man genöthigt, einen großen Theil unreif abzunehmen. Nach dem Einsammeln sondert man die ganz rothen von den noch unreifen grünen ab. Diese Letztere trocknet man auf Matten an der Sonne, wodurch sie schwärzlich werden und einschrumpfen; sie geben den gemeinen schwarzen Pfeffer. Man erkennt ob dieses Gewürze gut ist, indem man es zwischen den Fingern reibt; dadurch zerbrockeln sich die leichten und schlechten Körner in Staub. Die reifen rothen Beeren, wozu man auch die abgefallenen nimmt, werden in Seewasser gewaschen und von ihrer Haut befreit. Sie geben den weißen Pfeffer, welcher schärfer ist, aber in Europa nicht so häufig gebraucht wird, als der schwarze. Ein guter Pfefferstrauch gibt des Jahres 2 bis 3 Pfund Körner und darüber. Daraus hat man berechnet, daß der Ertrag des jährlich geernteten Pfeffers sich auf 8 bis 10 Millionen Pfund belaufe.

Kein Gewürz ist vielleicht allgemeiner im Gebrauche, als der Pfeffer. Die Menschen in allen Jahrhunderten und allen Climaten haben in immer hochgeschätzt und mit Begierde aufgesucht. Schon die alten Griechen und Römer kannten ihn, und in unsern Tagen wird bei der Bereitung der Speisen in allen fünf Welttheilen eine ungeheure Menge Pfeffer consumirt. Doch sind die Hindus, dasjenige Volk, welches davon den größten Gebrauch macht. Denn da in den heißen Ländern der Magen gewöhnlich durch die übermäßige Transpiration des Körpers, durch die Feuchtigkeit während der Regenzeit und durch eine meist aus wässriger Pflanzkost bestehende Nahrung sehr geschwächt wird, so müssen sie notwendig sehr scharfe magenstärkende Mittel anwenden. Der mäßige Gebrauch des Pfeffers ist, wenn man diesen den Speisen beimischt, ohne Zweifel ein sehr treffliches Mittel, schläfrige Verdauungswerkzeuge in etwas erhöhte Thätigkeit zu setzen, besonders in der feuchten Jahreszeit und in sumpfigen Gegenden, bei kalten, phlegmatischen, langsamen und trägen Naturen, oder bei Personen, die schon bedeutend im Alter vorgeschritten sind. Auch bei Solchen, deren Corpulenz und Fett ihnen überlästigt ist und die sich der Unthätigkeit oder einem sogenannten sitzenden Gewerbe gewidmet haben, soll er gute Dienste leisten. Reiche Leute, die oftmals zu wenig Bewegung und etwas zu viel zu essen haben,

nehmen daher nicht selten vor der Suppe einen ganzen Eßlöffel voll schwarze Pfefferkörner, um sich guten Appetit zu machen und den überlästigten Ballast ihres Magens zu verdauen. Jungen Leuten, gallichten, und nervenschwachen Personen, trockenen und heißen Naturen und solchen die zu Blutwallungen, Schwindel und Schwindsucht sich hinnenigen, bekommt der Pfeffer nicht gut und will man gar einem überreizten oder entzündeten Unterleibe mit Pfeffer wieder auf die Beine helfen, so kann es mit dem Patienten eine läbliche Wendung nehmen.

Da der Pfeffer eine so beliebte und fast überall unentbehrliche Würze ist, so wurde zu allen Zeiten ein sehr starker Handel damit getrieben und eine sehr große Menge jährlich abgesetzt. Seine Ausfuhr von Ostindien war Anfangs ganz in den Händen der Portugiesen; jetzt aber theilen sich darin alle Handelstreibenden Nationen Europa's. Herr Poivre, ein Franzose, (nach welchem man auch den Pfeffer Poivre genannt hat) hat die Kultur dieses Gewächses mit sehr glücklichem Erfolg auf Isle de France versucht, hierauf zu Cayenne, wo er zu einem hohen Grade der Vortreflichkeit gedieh und in den andern Colonien Amerika's. Man vermehrt den Pfefferstrauch dort auf alle Weise, vorzüglich aber durch Stecklinge die man schief in die Erde pflanzt und nur ein einziges Auge über dem Boden läßt. Wann die jungen Schosse treiben, sucht man ihnen eine schöne Richtung zu geben indem man sie mit einem schwachen Bande an nahe Baumstämme anbindet, vorzüglich an dem Calebassenbaum den man gewöhnlich aus Steckreisern ein Jahr vor den Pfeffersträuchen pflanzt. Die Pfefferpflanzen ranken sich dann an diesen Stämmen empor, an jedem ein einziger, dem man 7 bis 8 Zweige am Gipfel läßt, damit sie eine desto stärkere Dike erhalten und weniger Schatten geben. Jedes Jahr bearbeitet man eine Pfefferpflanzung 1 bis 2 Mal um. Wenn eine solche Anlage beendigt und in gutem Zustande ist, so kann ein einziger Neger die Früchte von 800 bis 1000 Pflanzen besorgen und einern. Nicht selten kommt bei den Spezereihändlern auch ein nachgemachter Pfeffer in den Handel, welcher wahrscheinlich in der Provence in Frankreich bereitet wird und dessen Körner denen des wahren Pfeffers sehr ähnlich sind. Er wird gewöhnlich aus einem Taige von Roggenmehl und Senf gemacht, zu welchem man wohl auch den Staub von schlechten Pfefferkörnern beifügt. Von diesem Fabrikat läßt sich nun freilich nichts Gutes erwarten, und man muß sich deswegen sehr hüten, dasselbe nicht für guten Pfeffer bezahlen zu müssen.





## Die schwarze Schlucht.

(Mit einer Composition von G. N. Tab. XI.)

Aus dem Tagebuch eines Reisenden.

Es war an einem Sonntag Nachmittag frühe im Jahr, als eine große Menge aus einer kleinen Kirche in den Bergen von Pertschire strömte. Die jährliche Feier des heiligen Sakraments hatte an jenem Tage stattgefunden, und hatte, wie gewöhnlich in Schottland, viele Leute, sogar aus entfernteren Gemeinden, herbeigezogen. Der Gottesdienst des Tages war jetzt vorüber, und man bemerkte wie sich die Andächtigen in mehrere Haufen theilten, um zusammen den Heimweg anzutreten; alle, selbst die Jüngsten und Leichtsinngigsten gingen mit einer Ruhe und einem Ernste daher, die ganz für den heiligen Tag paßten, der sie zusammengerufen hatte. Ein zahlreicher Haufen lenkte seine Schritte nach Osten, von denen einige sich über den Stand der Marktpreise, das Wetter, und andere weltliche Gegenstände unterhielten, und einige Andere über den Gottesdienst, dem sie beigewohnt, und über die Predigt des Geistlichen. Ihre Zahl nahm allmählig ab, als ein Theil nach dem Andern sich in die Gebirgsschluchten verlor, oder über die Bergpfade den Heimweg zu ihren Pachtböfen und Hütten suchten, bis zuletzt nur noch vier Personen zusammen blieben. Diese waren Donald, Mac Alpin und seine Gattin, die in Burnieside wohnten, und sein Bruder Angus, der mit seinem Sohne Kenneth an jenem Morgen von dem fünf Meilen entfernten Linn-head gekommen war.

Ein dunkler, kalter Februarabend, der eine stürmische und feuchte Nacht prophezeite, sank herab, als die Lichter durch die Fenster des Pachtbofes von Burnieside ihnen in einiger Entfernung freundlich entgegenflackerten, und die Herzen Donalds und seines Weibes erfreuten mit dem Gedanken an ihren warmen Heerd und ihrer Kinder Willkomm. Angus und Kenneth traten mit ihnen in's Haus, um sich ein wenig auszuruhen und zu erfrischen, ehe sie ihren Weg weiter fortsetzten. Bald saßen sie vergnügt um das glühende Torffeuer und nahmen, nachdem sie dem Geber alles Guten gedankt hatten, ein kräftiges Abendessen ein. Als dasselbe vorbei war, forderte Angus seinen Sohn zur Weiterreise auf. „Komm' Kenneth, mein lieber Junge, es wird spät und wir haben noch fünf Meilen Weges zu gehen.“ Donald, der aufgestanden war, um in das Freie hinaus zu sehen, bemühte sich jetzt seinen Bruder zu bereuen bei ihnen zu bleiben bis Morgen. „Der Wind erhebe sich und treibt Euch Hagel und Regen in's Gesicht; überdies ist es pechdunkel. Ich kann Euch in solch' einer Nacht nicht gehen lassen.“ „Nein, Do-

onald, wir müssen gewiß gehen. Was würden Marion und die arme kleine Lily sagen, wenn wir nicht zu Hause kämen? Wir kennen den Weg gut und brauchen daher keine Finsterniß zu fürchten; und was den Regen und Hagel anbetrifft, wir sind daran gewöhnt, und eine warme Kammer in Linn-head wird uns für alles entschädigen. Also, gute Nacht, Donald; gute Nacht, Janet; gute Nacht, Kinder!“ „Nun,“ erwiderte Donald, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich; aber erinnere dich der schwarzen Schlucht; der Weg ist gefährlich an der Schlucht vorbei!“ „Was das anbetrifft, Donald, ich glaube daß weder Kenneth noch ich uns fürchten würden den Weg an der Schlucht vorbei zu gehen, selbst in der dunkelsten Nacht; wir kennen jeden Felsen und jeden Stein; und wenn wir die Schlucht erreicht haben, dann sind wir ja bald zu Hause!“ Angus nahm jetzt seinen dicken Knotenstock und Kenneth warf die Tasche, die ihr einfaches Mittagsmahl getragen hatte, über die Schultern, und beide traten hinaus in die stürmische Nacht, und die gastliche Thüre von Burnieside wurde ungerne hinter ihnen verschlossen.

Eine Zeitlang eilten sie ohne viele Mühe vorwärts, ob schon Wind und Regen ihnen heftig in's Gesicht schlug und immer stärker wurde. In den ruhigen Augenblicken, zwischen den Windstößen, sprachen Vater und Sohn zusammen, und Kenneth schüttete die Gefühle aus, die der Gottesdienst des Tages in seinem jugendlich frommen Herzen rege gemacht hatten. Er war jetzt fünfzehn Jahr alt, der Stolz und die Freude seiner Eltern und seiner Schwester Lily, die zwei Jahr älter als er war. Marion Mac Alpine, seine Mutter, hatte seit seiner Kindheit die Hoffnung genährt, daß ihr einziger Sohn ein frommer und würdiger Diener des Herrn werde; sie wünschte, wie Hannah „dieses Kind, für welches sie betete, dem Herrn zu geben sein Lebelang;“ und als er heranwuchs, glühten der Eltern Herzen vor Freude, da sie seine Anlage zum Fleiße und Ernste, und die himmlische Milde seines einfachen Herzens bemerkten. Das Ziel ihrer Wünsche war, ihm die Mittel zu verschaffen ein Kollegium zu besuchen, und die Bemühungen des Vaters, der Mutter und der Schwester, um diesen Wunsch erfüllt zu sehen, wurden ihnen leicht gemacht durch die Liebe, womit sie ihn betrachteten. Lily, namentlich, sah in Kenneth ein Wesen höherer Art. Sie war ein sanftmüthiges, fleißiges Mädchen, und ob schon ihre Geisteskräfte nicht der Art waren, wie die ihres Bruders, so hatte sie doch ein Herz um ihn zu bewundern und zu lieben, und würde willig jedes Opfer gebracht haben, um sein Glück oder sein Wohlergehen zu befördern. Seine Fortschritte unter der Leitung des guten Pfarrers von Linn-head waren rasch gewesen, und da jetzt sein Alter und seine Kenntnisse ihn fähig machten ein Kollegium zu besuchen, so hatte man beschlossen ihn das nächste Jahr nach Glasgow an die Universität zu schicken.

„Vater,“ sagte der Knabe, „das war eine schöne Predigt heute, über die Worte: „Der Herr ist eine Hilfe in der Noth.“ „Du hast Recht, Kenneth; aber es sind Worte die der bejahrte Christ besser versteht als wie der junge.“ Das habe ich auch schon gedacht, Vater. Die Worte drangen wie Feuer in mein Herz; doch mir waren

sie nur Worte der Verheißung; Euch und andern, die durch Leiden und Trübsale gegangen sind, mußten sie Worte seyn, deren Werth Euch die Erfahrung gelehrt. Bis jetzt, und Dank sey es dem Himmel, Euch und meiner Mutter und meiner lieben Schwester, haben mich Leiden noch nicht berührt; aber ich weiß daß es Noth thut, daß Leiden kommen, und wenn sie kommen." „dann wirst Du den Trost und die Kraft der Verheißung erfahren;" unterbrach ihn der Vater. „Amen!" sagte Kenneth, mit Inbrunst.

Durch dergleichen Gespräche verkürzten sie sich den mühsamen Weg, und hatten schon mehr als drei Meilen zurückgelegt, als sie eine tiefe Gebirgsschlucht erreichten, an deren Ende ein reißender Strom floß. Dieses Gewässer, zu jeder Zeit beträchtlich, war nun durch das Schmelzen des Schnees bedeutend angeschwollen und toste in seinem Felsenbette daher. Es stürzte in diese Schlucht ungefahr anderthalb Meilen höher über einen fürchterlichen Abgrund, der einen der schönsten und wildesten Wasserfälle in den Hochlanden bildete, und allgemein unter dem Namen die „schwarze Linn" bekannt ist. Ein schmaler, offener Pfad führte an dem Wasserfalle vorbei nach dem Dorfe Linn-head, der, in einer solchen Nacht, nichts weniger als gefahrlos für minder kundige Wanderer war, als die, welche jetzt ihre Schritte demselben entlang lenkten. Sie waren naß, kalt und ermüdet; und die Gewalt des Windes, der durch die Schlucht heulte; der kalte, schneidende Regen, der ihnen in's Gesicht schlug und die Dunkelheit der Nacht, begannen jetzt unsre armen Wanderer muthlos zu machen. Sie hörten auf zu sprechen und strebten schweigend vorwärts. Endlich, durch das zunehmende Getöse des Wassers, bemerkten sie, daß sie sich der Linn näherten. „Muth!" mein Sohn, wir werden jetzt bald zu Hause seyn, sagte Angus. Ein neuer und heftigerer Windstoß schlug ihnen einen Hagelschauer entgegen und nöthigte sie, ihm den Rücken zuzuwenden. Als er nachließ setzten sie ihren Weg langsam fort. „Vater," sagte Kenneth, mit einer Stimme, dessen zitternde Töne beinahe von der Wuth der Elemente übertäubt wurden, „Vater, wir haben den Pfad verfehlt, wir sind an der unrichtigen Seite des Eichbaums, wir sind an der Spitze über der schwarzen Schlucht — ich bin gewiß — nehmt Euch in acht, ich will suchen den Weg zu finden." Ein schneidender Hülfseruf, der das Losen des Windes und des Wassers übertönte, machte des Vaters Herz erstarren. „Kenneth!" schrie er, „mein Kind! mein Kind! wo bist du?" Aber keine Antwort wurde ihm. Der unglückliche Vater rief noch einmal, und noch einmal, aber vergebens. Der Strom rauschte daher in seiner unwiderstehlichen Macht und der Wind heulte, bis sein Gehirn wahnsinnig zu werden schien und es ihm war, als ob der Felsen unter seinen Füßen zitterte. Er warf sich auf den Boden nieder und, seine erstarrten Glieder vorwärts schleppend, fühlte er mit ausgestreckten Händen nach dem Rande des Abgrundes. Endlich erreichte er ihn, und seine Hand berührte den Det, wo die losgerissene Erde und einige entwurzelte Gesträuche ihm die Stelle bezeichneten, die unter Kenneth's Fußtritt gewichen war. Er sah über den Rand

hinaus und bemühte sich umsonst durch die dicke Finsterniß hinab zu sehen. Alles war in schwarzes Dunkel eingehüllt, nur tief, tief unten erhaschte sein Blick das blasse Licht des brechenden und zischenden Schaumes. Ein Gefühl, wie der Tod, ergriff des armen Angus Herz, als sich die Ueberzeugung ihm aufdrang, daß sein Kind verloren, auf immer für ihn verloren sey. Er versuchte abermals zu rufen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst, und nachdem er zurückgekrochen nach dem Eichbaum, lehnte er sich einige Augenblicke an denselben, als ob er seine Kräfte sammeln wollte, und dann, allen Muth zusammen nehmend, ging er weiter und erreichte das Dorf. Alle Lichter in den Hütten waren zu dieser Stunde der Nacht ausgelöscht, nur nicht die in seiner eigenen Hütte, deren heller Glanz zeigte, daß die innerhalb ihren Mauern noch immer wachten und warteten auf die Heimkehr der lieben Abwesenden. Marion und Lily hatten aber jetzt frisches Holz und Torf auf's Feuer gelegt, welches mit hellem, freundlichen Scheine die Hütte erleuchtete. Der singende Kessel hing über der Flamme und sandte leichte Dampfswolken den weiten Schornstein hinauf. Vor dem Feuer stand ein kleiner Tisch mit der Familiensibyl, in der Lily ihrer Mutter so lange vorgelesen, bis der zunehmende Sturm ihre Andacht störte und ihre Gedanken an die ferneren Lieben aufweckte. Sie saßen und lauschten dem Winde und Regen, der gegen die Hütte schlug; zuweilen ihre Sorge aussprechend, und dann wieder sich bestrebend, durch allerhand kleine Vorbereitungen zur Erquickung der nassen und müden Wanderer, ihre Angst zu verstreuen. Endlich berührte eine Hand die Thürklinke. „Da sind sie!" riefen sie beide frohlockend aus. Aber beinahe eine Minute verging ehe jene Hand den Muth wieder fand die Thüre zu öffnen. Als sie sich endlich öffnete und das blasse, von Schrecken entstellte Gesicht des Vaters hereintrat, da wurden beide wie von einer fürchterlichen Ahnung ergriffen. Er schloß die Thüre, lehnte sich gegen dieselbe, als ob er weder sprechen noch sich bewegen könne. „Kenneth!" „Die Linn, die Linn, verloren!" — war alles was der unglückliche Vater sagen konnte. Dann, nach seinem Sessel hinschwankend, überließ er sich einem so leidenschaftlichen Schmerze, daß seine Frau und Kind alles andere vergaßen und sich nur bestrebten seinen Kummer zu lindern. Aber ein Thränenstrom schien endlich eine schwere Last von seinem Herzen zu nehmen, und nach Verlauf einiger Zeit konnte er mit mehr Ruhe das schreckliche Ereigniß erzählen, welches sie ihres Lieblings beraubt hatte, und so war er jetzt im Stande die gebrochene Herzen seines Weibes und seiner Tochter zu trösten. Eine in tiefe Trauer gestürzte Familie, saßen sie jetzt während jener langen und bitteren Nacht bei der verlöschenden Gluth ihres sonst so fröhlichen Heerdes; aber meine schwache Feder darf weder ihre Gefühle noch die Macht des Trostes zu beschreiben wagen, den der Himmel ihnen sandte.

(Die Fortsetzung folgt.)

der Pfaffe  
Dankt es  
und lacht  
Ein G  
den, es  
kann nicht  
sich nicht  
den in  
den Sch  
schick, es  
was, ein  
ed reichte  
zu hufe  
seiner ei  
immerhalb  
auf die  
die hie  
gelegt,  
entleud-  
er und  
in die  
die hie  
regeln,  
und ihre  
Die fagen  
in die hufe  
dann nie  
eberrungen  
andere, die  
die Hand de  
schloß den  
die Hand  
Als sie sich  
schickte Go  
in von einer  
die Zeit,  
werden und  
die Frau  
Vater sagt  
dend, über  
daj seine  
sch nur be  
in Dichtern  
in dem Speyer  
kamte er mit  
welches in  
er jetzt in  
es und sein  
gestaltig so  
und können  
samt so fühl  
auf oder die  
werden möge

Berthold  
Landeshof-Berthold